

Tatort Marktamt

Edith Kneifl (Hg.)

Tatort Marktamt

**13 Kriminalgeschichten
aus Wien**

Falter Verlag

*Die Handlung der folgenden Kurzgeschichten ist frei erfunden.
Manche der Krimis sind von wahren Begebenheiten beeinflusst,
trotzdem ist jede Ähnlichkeit mit lebenden oder verstorbenen
Personen rein zufällig.*

ISBN 978-3-85439-696-3

© 2021 Falter Verlagsgesellschaft m.b.H.

1011 Wien, Marc-Aurel-Straße 9

T: +43/1/536 60-0, F: +43/1/536 60-935

E: bv@falter.at, service@falter.at

W: faltershop.at

Alle Rechte vorbehalten.

Herausgeberin: Edith Kneifl

Autorinnen und Autoren: Reinhardt Badegruber, Raoul Biltgen,
Andreas Gruber, Eva Holzmaier, Beatrix Kramlovsky,
Christian Klinger, Edith Kneifl, Lisa Lercher,
Gerhard Loibelsberger, Sabina Naber, Andreas P. Pittler,
Theresa Prammer, Stefan Slupetzky

Lektorat: Helmut Gutbrunner

Umschlagdesign: Dirk Merbach

Grafik und Layout: Marion Großschädl

Illustration Vorsatz: [Ku_suriuri/shutterstock.com](https://www.shutterstock.com)

Druck: Finidr, s.r.o., 73701 Český Těšín



Wir haben bei diesem Buch im Sinne der Umwelt auf die Verpackung mit Plastikfolie verzichtet.

Inhalt

Vorwort ~ <i>Edith Kneifl</i>	7
<i>Stefan Slupetzky</i> ~ Auf Herz und Nieren	11
<i>Eva Holzmaier</i> ~ Ali Chen Afumba	27
<i>Gerhard Loibelsberger</i> ~ Die Bier-Fini	47
<i>Reinhardt Badegruber</i> ~ Teigtascherltrauma	65
<i>Beatrix Kramlovsky</i> ~ Verlorenes	91
<i>Christian Klinger</i> ~ Falscher Wein aus den Abruzzen	107
<i>Lisa Lercher</i> ~ Zahltag	125
<i>Raoul Biltgen</i> ~ Das perfekte Verbrechen – Grundkurs 1	145
<i>Theresa Prammer</i> ~ Der Sex des Alters	163
<i>Andreas P. Pittler</i> ~ Der Weg allen Fleisches	183
<i>Sabina Naber</i> ~ Die Kammerjägerin	199
<i>Andreas Gruber</i> ~ Die Behinderten-Gang	219
<i>Edith Kneifl</i> ~ Die Tränen des Laurentius	243
Autorinnen und Autoren, Herausgeberin	267

Vorwort

»**M**arktamt! Wir kontrollieren für dein Genuss jo a Marktamt, für die Betrüger ist jetzt Schluss«, heißt es in einem Song der Rockband Wiener Wahnsinn.

Nach den Musikern nehmen sich nun Kriminalschriftsteller*innen das Wiener Marktamt vor und machen es zum Schauplatz spannender Kriminalfälle.

Kaum eine andere Abteilung des Magistrats eignet sich so gut für Kriminalgeschichten wie die MA 59. Schon die Berufstitel und Bezeichnungen der Aufgaben – Inspektoren, Kontrolle, Beobachtung, Aufsicht, Überwachung – lassen eine gewisse Nähe der Beamten des Marktamtes zur Exekutive vermuten, was für uns Krimiautor*innen natürlich äußerst inspirierend war.

Selbstverständlich konnten es einige Kolleg*innen nicht lassen, die genuinen Rollen der Lebensmittelinspektoren ins Rutschen zu bringen, sodass manche der Beamten zum Opfer oder gar zum Täter werden. Einige Marktamtler*innen dürfen jedoch auch ihrer eigentlichen Tätigkeit nachgehen und ordentlich ermitteln. Dass dabei die Aufstiegschancen intakt sind, zeigen etwa eine Inspektorin, die als Wohnsitz auf eine luxuriöse Jugendstilvilla verweisen kann, oder ein Fleischbeschauer, der im 18. Jahrhundert sogar mit einem Grafentitel bedacht wurde. Der Fantasie sind eben keine Grenzen gesetzt.

Seit dem Mittelalter verteilten sich die Aufgaben der Marktpolizei auf eine Reihe von städtischen Organen wie

Marktrichter, Fleisch-, Fisch-, Mehl- und Brotbeschauer. Erst 1851 wurde der Magistrat oberste Marktbehörde. Die Marktpolizei war zuständig für die Einhebung der Marktgebühren und agierte als Sanitäts-, Veterinär- und Lebensmittelpolizei. Später kamen noch zahlreiche andere Aufgaben wie etwa die Preisbestimmung für Lebensmittel hinzu. Eine Erzählung, basierend auf einem Mordfall, der sich im Juli 1918 zugetragen hat, schildert recht anschaulich die Aktivitäten der damaligen Magistratsabteilung.

Kurz nach der nationalsozialistischen Machtübernahme 1938 fungierte das Marktamt auch als „Arisierungs“-Behörde, wobei neben den Märkten auch Straßenstände „entjudet“ wurden.

Zu Beginn der Zweiten Republik spielte die MA 59 eine wichtige Rolle im Kampf gegen den Schwarzhandel. In der jüngeren Geschichte trug sie sowohl beim Weinskandal 1985 als auch nach der Atomkatastrophe von Tschernobyl 1986 wesentlich zum Schutz der Bevölkerung bei.

Heute sorgen die Inspektor*innen des Wiener Marktamtes für sichere Lebensmittel in der Stadt. Zusätzlich achten sie auf die Einhaltung der gesetzlichen Vorschriften im Bereich des Konsumentenschutzes. Aber nicht nur Lebensmittelmärkte, Flohmärkte, Antiquitätenmärkte, Christbaum- und Neujahrmärkte, mit etwa tausend Marktplätzen in Wien, sondern auch Christkindl- und Ostermärkte sowie Kirtage werden von der MA 59 abgehalten bzw. bewilligt und überwacht.

Die Aufgabenbereiche des Marktamtes sind dermaßen vielfältig, dass allein eine Aufzählung mehrere Seiten in Anspruch nehmen würde. Daher beschränke ich mich auf

einige wenige Themen, die meinen Kolleg*innen besonders am Herzen lagen. So etwa die „Teigtascherlrazzia“. Sie erinnern sich vielleicht, dass einst bei verstärkten Kontrollen des Marktamtes in asiatischen Betrieben mehr als 3,9 Tonnen Lebensmittel beschlagnahmt wurden. Auch die kostenlosen Pilzbegutachtungen, bei denen im Jahre 2019 übrigens einundneunzig Pilzfunde als giftig eingestuft wurden, fanden großen Anklang. Die Kontrolle von privaten Wohnungsvermietungen für touristische Zwecke, zum Beispiel Airbnb, sowie die Hygienekontrollen auf internationalen Donau-Kreuzfahrtschiffen weckten ebenfalls unser Interesse.

Dreizehn namhafte Wiener Kriminalschriftsteller*innen recherchierten nicht nur auf Märkten, in Beisln oder hippen Lokalen, sondern „schnüffelten“ sogar am Marktamt in der Spittelau und in der Dependance am Naschmarkt herum. Mein Dank gilt Herrn Marktamtsdirektor Andreas Kutheil, Mediensprecher Alexander Hengl und den Mitarbeiter*innen der MA 59 für ihre Auskunftsbereitschaft und ihre Geduld.

Genießen Sie diese bösen, humorvollen und spannenden Kriminalgeschichten rund um das Wiener Marktamt!

Viel Vergnügen wünscht Ihnen

die Herausgeberin Edith Kneifl

Wien, im Juli 2021

☞ Stefan Slupetzky ☞

Auf Herz und Nieren

Wie die Milli Zacherl vom Vegetarismus abfiel

Man kennt solche Geschichten zur Genüge: Die sympathische Protagonistin trifft auf einen Mann und findet ihn zunächst entsetzlich unsympathisch, ändert aber im Verlauf der Handlung ihre Meinung, um – begleitet von diversen Turbulenzen und dramatischen Momenten – auf den amourösen Schlusspunkt zuzusteuern, den das Publikum natürlich längst vorhergesehen hat: Die sympathische Protagonistin und der anfängliche Unsympathler treten vor den Traualtar.

Als durchschnittlicher Kinofreund könnte man meinen, dass in Hollywood fast jede Ehe so zustande kommt.

Die folgende Geschichte spielt aber im schönen Lichtenental am Alserbach, und deshalb endet sie mit keiner Hochzeit, sondern fängt mit einer Scheidung an. Ganz anders als in Hollywood lässt sich das Glück in Wien nämlich nicht festhalten: Es ist ein Vogerl, und Vogerln sind natürlich flatterhaft; sie fliegen weiter, so schnell kann man gar nicht schauen.

Die dreißigjährige Ludmilla *Milli* Zacherl, geborene Powolny, zieht den Rollladen des Bunten Ochsen hoch, tritt durch die schwere Holztür in den Schatten des Lokals und eilt hinter die Budel. Ohne auch nur ihre Tasche abzulegen, zapft sie sich ein kaltes Seidel aus dem Hahn, setzt an und

trinkt. Sie leert das Glas mit einem Zug und lehnt sich seufzend an die Theke.

Milli kommt gerade vom Bezirksgericht, wo sie sich endlich – nach drei langen Jahren! – ihres Gatten Franz entledigt hat. Ein Jawort ist ja rasch gegeben, weil zwei Liebende sich meistens einig sind, aber ein Neinwort landet vor Gericht, wenn der nicht mehr geliebte Ehegatte sich dagegen sträubt, es zu erwidern. Und der Franz hat Millis Neinwort keineswegs erwidert. Hat sich quergelegt. Hat bis zum Schluss gebockt wie ein verwöhnter Rotzlöffel, dem man den Schnuller wegnimmt. Bis zum Schluss, bis heute Vormittag.

Denn heute hat die Richterin endlich verstanden, was der Franz tatsächlich wollte. Dass es ihm nicht um die Milli, sondern eigentlich nur um den Bunten Ochsen ging, beziehungsweise um das Biedermeierhaus, das ihn beherbergt. Dieses einstöckige Häuschen hat die Milli vor vier Jahren geerbt, und zwar von ihrer Tante Henriette. Und auch schon vor der Tante Henriette, die alle Jetterl gerufen haben, ist das Ochsenhäusel fast zweihundert Jahre im Powolny'schen Familienbesitz gewesen. Angeblich hat sich Franz Schubert hier den einen oder anderen Rausch gegönnt, genauso wie sein Namensvetter Zacherl, nachdem er von der Erbschaft Millis Wind bekommen hat und stante pede aus Amerika zurückgekommen ist.

Es war nämlich der Franz, der ursprünglich die Milli sitzen lassen hat: Zwei Jahre nach der Hochzeit, also vor sechs Jahren, hat er, wie er es wortwörtlich ausgedrückt hat, »auf den ganzen kleinkarierten Dreck geschissen«, hat dem »bürgerlichen Scheißleben« Adieu gesagt und ist mit einer

seiner »Tänzerinnen«, die nichts anderes als Gürtel- oder Praterhuren waren, nach Las Vegas aufgebrochen, um »das große Geld« zu machen. Nicht, dass er ein echter Zuhälter gewesen ist, der Franz, aber das Rotlicht und das Kleinganoventum waren schon sein Biotop, und hin und wieder so ein bisserl zuhalten hat da wohl auch dazugehört. Die Milli hat ihn nie danach gefragt, sie wollte gar nichts davon wissen. In Las Vegas jedenfalls hatte der Franz angeblich einen Bruder, der angeblich vor ein paar Jahren dorthin ausgewandert war und dort angeblich Millionen machte. Angeblich im Showbusiness. Das war natürlich typisch für den Franz, den Angeber: Bei ihm war alles nur angeblich.

Während er also ins Land der unbegrenzten Möglichkeiten abgezogen ist, hat sie als Küchenhilfe im *Fiakerbründl* weiter ihrem bürgerlichen Scheißleben gefrönt.

Dann aber diese unverhoffte Erbschaft von der Tante Jetterl: das Ochsenhäusel. Und damit die Möglichkeit, sich einen, nein, zwei langgehegte Träume zu erfüllen: eine schöne große Wohnung, noch dazu im Eigentum, mit einem malerischen Innenhof und hölzernen Pawlatschen, und ein eigenes Lokal. Wobei die ersten Monate als Wirtin durchaus kein Spaziergang waren. Der Bunte Ochse war mit seinem letzten Pächter zu einem verdreckten, schmuddeligen Loch verkommen, einem Säuferparadies, in dem statt Milch und Honig drittklassiger Fusel und verdorbener Sauerampfer flossen. Das Lokal wieder zu resozialisieren war ein immenser Kraftakt, der ein gutes halbes Jahr gedauert hat. Und immer noch kommen die Gäste lieber auf ein Seidel oder Achtel in den Bunten Ochsen als auf einen Veggie-Burger, einen Lauch-Karotten-Auflauf oder ein Tofuschnitzel

mit Eierschwammerlsauce. Das Lichtentaler Herz schlägt halt nur insofern fürs Vegetarische, als man einen erlesenen Veltliner und ein musterhaft gezapftes Ottakringer quasi auch zur fleischlosen Ernährung zählen kann.

Vor drei Jahren ist dann der Franz auf einmal durch die Tür stolziert, und er hat ausgeschaut wie ein zerrupftes Hendel. Offensichtlich waren die Geldquellen von Las Vegas doch nicht so für ihn gesprudelt, wie er das erwartet hatte. Trotzdem stand er in der Pose eines sieggekrönten Feldherrn da, wie weiland Jan Sobieski, nachdem er den Türken vor den Toren Wiens den Marsch geblasen hatte.

»Endlich haben wir, was wir immer wollten!«, hat der Franz die Milli angestrahlt.

»Ach, und das wäre?«

»Na, das Haus! Natürlich ist es eine Bruchbude, aber das Grundstück ist Millionen wert. Was man da alles hinbauen könnte! Zwanzig Luxuswohnungen in bester Lage, mindestens! Und weißt du, was? Ich hab auch schon einen Investor an der Angel! Einen Rubelrussen, einen Oberoligarchen!«

Ohne lang zu fragen, hat der Franz eine Bouteille aus der Kühlwanne gezupft und sich ein Viertel eingeschenkt.

»Geh scheißen, Franz!«, hat die Milli ruhig zurückgegeben. Weil der Franz das aber keineswegs zu tun gedachte, sondern weiter über den Verkauf des Ochsenhäusels schwadronierte, hat die Milli noch am selben Tag den Scheidungsanwalt aufgesucht.

Drei Jahre, und bis heute hat der Franz nicht aufgegeben. Immer wieder ist er hergekommen, um sich aufzuplustern und die Milli anzulabern und sich an der Budel bei den hauseigenen Weinen zu bedienen.

Aber heute ist das ein für alle Mal vorbei. Die Ehe ist geschieden, und der Franz kann sich die Hoffnung auf Millis Erbschaft in die Haare schmieren. So ähnlich hat die Richterin es formuliert. Die Milli schenkt sich noch ein Seidel ein. Es ist ein Tag zum Feiern, nicht zuletzt, weil sie etwas Grundlegendes gelernt hat: Männer sind wie Wärmeflaschen. Angenehm für ein paar Stunden, aber sind sie einmal ausgekühlt, bleibt nichts als eine Flasche übrig.

Silberhell klingelt das Glöckchen an der Eingangstür.

»Wir haben noch zu!« Die Milli ruft es, ohne hinzusehen.

»Das hoffe ich«, kommt es zurück. »Ich will ja Ihre Gäste nicht belästigen.« Eine sonore Stimme, und der junge Mann, dem sie gehört, lässt Milli ihre Wärmeflaschentheorie sofort vergessen. Muskulös und hochgewachsen steht er da mit seinen schwarzen Haaren, und im Zentrum seines breiten Kinns – die Milli schnappt nach Luft – befindet sich ein Grübchen. So ein Grübchen in der Mitte eines Männerkinns ist schon immer ihre größte Schwachstelle gewesen. Auch der Franz hat so ein Grübchen auf dem Kinn: Im Rückblick hat es ja auch keinen anderen Grund gegeben, diesen Arsch zu heiraten.

Jetzt aber dieses neue Grübchen. Und die tiefe Stimme, und dieser geheimnisvolle Satz: *Ich will ja Ihre Gäste nicht belästigen ...*

»Belästigen?« Die Milli räuspert sich. »Wie kommen Sie darauf?«

»Weil ich mich hier bei Ihnen umschaun muss, gnädige Frau.« Der Grübchenmann nestelt ein Portemonnaie aus seiner Jackentasche, um es aufzuklappen und der Milli

ein Stück Blech mit einem aufgemalten Stadtwappen zu präsentieren. »Ich heiße Friedrich Piwonka und bin vom Marktamt der Stadt Wien.«

Im Grund ist ja das Marktamt eine segensreiche Einrichtung. Seit fast zweihundert Jahren schaut es auf Marktständen und in den Supermärkten, in den Wirtshäusern, Cafés und Wrstelstnden Wiens nicht nur auf die gebotene Hygiene und die sachgemäße Lagerung von Lebensmitteln, sondern auch auf den korrekten Stand der baulichen und technischen Gegebenheiten. Segensreich ist das natürlich für die Wiener Feinschmecker und Schlemmer, deren innere Organe dank der Arbeit der marktamtlichen Kontrollorgane nur sehr selten Schaden an den ungezählten Pilzen, Parasiten und Bakterien nehmen, die dem Homo gastronomicus so nachhaltig den Appetit verderben können.

Aber alles Segensreiche hat auch eine Schattenseite, denn mit Sägen kann man nicht nur musizieren, sondern auch Bäume fllen, und was sagt dann der Baum dazu? Was sagt der Schwarzfahrer zum Fahrscheinkontrolleur, der Schnellfahrer zum Polizisten? Auch das Marktamt kann sich keiner ungeteilten Zustimmung erfreuen, die plötzlichen Besuche seiner Inspektoren zaubern keinem Wrstelmann und keiner Gastwirtin ein Lächeln ins Gesicht.

Nicht einmal, wenn der Inspektor ein Grübchen hat.

Die Milli wird im Lauf der nächsten halben Stunde ein emotionales Wechselbad erleben. Einerseits die kleine Delle unter Friedrich Piwonkas Dreitagebart, verlockend wie ein Nest für einen Vogel oder eine warme Höhle für einen Ne-

andertaler, andererseits das nüchterne Gebaren Piwonkas, das die Bedrohung noch verschlimmert, die seine Funktion von vornherein mit sich bringt. Nichts ist vor ihm sicher. Das betont er auch. »Die Gaststube, die Küche, die Toiletten und die Speisekammer«, sagt er trocken, »alles wird auf Herz und Nieren überprüft.«

»So etwas werden Sie hier nicht finden«, antwortet die Milli.

Piwonka horcht auf. »Was werd ich hier nicht finden?«

»Herz und Nieren. Ich koche vegetarisch.«

Keine Regung. Nicht einmal der Ansatz eines Schmunzels. Piwonka zieht ein Notizbuch aus der Tasche und sieht sich im Gasträum um. Er hebt den Blick zur Decke, wiegt den Kopf und schreibt etwas in das Notizbuch, dann stampft er ein paar Mal auf dem alten Eichenboden auf.

»Nicht gut«, sagt er. »Nicht gut.«

Lampen, Tische, Stühle: Alles wird von ihm begutachtet. Die Schank, die Zapfhähne, die Spülmaschine und die Gläser, die Verschlüsse der bereits geöffneten Veltliner-, Chardonnay- und Rieslingflaschen: Alles nimmt er haargenau in Augenschein.

»Nicht gut«, sagt Piwonka.

»Wollen Sie vielleicht ein Achterl? Oder ein Seidel?«, fragt die Milli.

»Das wird Sie nicht retten.« Piwonka geht an der Bar vorbei und wendet sich der Küche zu.

»Der Mülleimer hat keinen Deckel«, sagt er, »nicht gut. Und die Küchenmesser.«

»Was ist mit den Messern?«, fragt die Milli.

»Holzgriffe.«

»Ja, und?«

»Verordnung vom letzten Juni. Keine Holzgriffe. Da nisten sich Bakterien ein.«

»Das ist mir neu. Ihr Vorgänger, der Herr Schramberger, hat so etwas nie erwähnt, wenn er den Ochsen inspiziert hat.«

»Deshalb ist er auch mein Vorgänger. Der Herr Schramberger arbeitet nicht mehr bei uns.« Zum ersten Mal bleckt Piwonka die Zähne: Es soll wohl ein Lächeln sein.

Die falschen Messer also, und der falsche Mistkübel. Dazu die falsche Abdeckplatte für den Herd, der falsche Dunstabzug, die falschen Gitterroste für das Backrohr. Selbstverständlich auch die falschen Fliesen an den Wänden.

»Gar nicht gut«, sagt Piwonka und wiegt den Kopf. Dann macht er sich zu den Toiletten auf.

Der Milli ist inzwischen schon ein bisserl schwindlig. Deshalb kehrt sie wortlos an die Bar zurück, wo sie sich noch ein Bier genehmigt. Dass ein Mann das hübsche Grübchen in der Mitte seines Kinns so rasch entzaubern kann, hat sie noch nie erlebt: Nicht einmal eine halbe Stunde lang hat Piwonka dafür gebraucht, das ist absoluter Weltrekord. Der Scheißkerl ruiniert mich, denkt die Milli. Neue Fliesen und ein neuer Dunstabzug, wie soll ich das bezahlen?

»Das wird nicht billig«, nimmt ihr Piwonka, der eben aus der Speisekammer kommt, die Worte aus dem Kopf.

»Die falschen Klobrillen, das falsche Waschbecken, und ganz besonders Ihre Kühltruhe ...«

»Was ist damit?«

»Nach unserer neuesten Verordnung brauchen Sie zwei.«

»Sie machen Witze, oder? Glauben Sie, der Ochse ist ein koscheres Lokal?«

»Ob koscher oder nicht: Die MA 59 macht da keinen Unterschied, gnädige Frau.«

Die Milli findet, dass es an der Zeit für einen Grappa ist. Sie angelt sich die Flasche und ein Stamperl vom Regal.

»Das Hauptproblem«, spricht Piwonka jetzt weiter, »ist aber ein anderes. Dagegen sind die vielen anderen Mängel und die Geldstrafe, die ich von Amts wegen verhängen muss, nur eine Bagatelle.«

»Eine Bagatelle«, nickt die Milli. »Waschbecken und Klobrillen, Dunstabzug und Fliesen, eine zweite Kühltruhe und eine Geldstrafe.« Sie leert das Stamperl und löscht die heiß in ihrer Kehle auflodernden Grappaflammen mit einem Schluck Bier. »Wer weiß, wofür es gut ist?«, murmelt sie. »Zumindest weiß ich jetzt, dass Gott nicht existiert. Er hätte einem Mann wie Ihnen niemals so ein Kinn geschenkt.«

»Was ist mit meinem Kinn?« Piwonka starrt sie an. »Falls das beleidigend gemeint ist ...«

»Keine Sorge«, winkt die Milli ab und schenkt sich noch einmal das Stamperl voll. »Was ist denn jetzt das Hauptproblem?«

»Die Raumhöhe«, gibt Piwonka zurück. »Bis Juni waren drei Meter vorgeschrieben, aber nach der neuesten Verordnung sind es drei Meter zehn. Und ihre Räumlichkeiten haben laut meiner Messung nur drei Meter fünf.« Wie zum Beweis zieht er ein Maßband aus der Brusttasche und hält es in die Höhe wie die Freiheitsstatue ihre Fackel.

»Heißt das ...?«, ächzt die Milli.

»Ja. Dass Sie drei Möglichkeiten haben: Zusperrern und die Räume anders nutzen, zusperrern und ein neues Haus bauen oder zusperrern und die Bruchbude verkaufen.«

Für ein paar Sekunden ist es still im Bunten Ochsen. Umso lauter aber schrillen die Alarmglocken in Millis Schädel. Etwas stimmt hier nicht, das spürt sie. Aber was? Die Glocken schrillen, sie warnen vor Gefahr, doch sie verraten nicht, vor welcher. Möglich, überlegt die Milli, dass mir noch ein Grappa auf die Sprünge helfen könnte ...

Vielleicht gibt es ihn ja doch, den lieben Gott. Wer sonst könnte ihr just in diesem Augenblick die Worte eingeflüstert haben, die sich gleich als Fallgrube für Piwonka erweisen werden?

»Wer soll diese Bruchbude schon kaufen?«, fragt die Milli.

»Sagen Sie das nicht, gnädige Frau! Das Grundstück ist Millionen wert. Was man da alles hinbauen könnte! Wenn Sie wollen, lass ich meine Kontakte spielen: Ich kenne da einen Investor, einen Rubelrussen ...«

»Einen Oberoligarchen!« Wie von selbst löst sich der Knoten in ihrem vom Schnaps befeuerten Gehirn. Natürlich! *Bruchbude* und *Rubelrusse*: Das sind doch exakt die Worte, die der Franz verwendet hat, als er sie vor drei Jahren zum Verkauf des Ochsenhäusels überreden wollte! Nur ein Zufall? Zufälle schauen anders aus.

»Ja, einen Oberoligarchen«, nickt Piwonka zustimmend. »Das wollt ich auch gerade sagen.«

»Geben Sie mir bitte ein Momenterl, Herr Piwonka. Und laufen Sie mir nicht davon. Ich muss nur kurz ... die man-

gelhaften Klobrillen inspizieren.« Schon wendet sie sich ab und bricht in Richtung der Toiletten auf.

Die Milli ist ja – abgesehen von ihrer ungesunden Leidenschaft für maskuline Grübchen – eine vorsichtige Frau. Sogar im Zustand mittelschwerer Alkoholisierung. Deshalb zieht sie lieber Notbremsen als voreilige Schlüsse. So auch hier: Nachdem sie sich im Damenklo verschanzt hat, sucht sie etwas auf dem Display ihres Smartphones, tippt dann eine Nummer in die Tastatur und wartet.

»Emma neunundfünfzig, Marktamt«, meldet sich ein Männerbass am anderen Ende.

»Grüß Sie«, raunt die Milli in den Hörer, »könnt ich bitte mit dem Herrn Schramberger sprechen?«

»Leider nein, der ist auf Inspektion.«

»Ach so ... Ist dann womöglich der Herr Piwonka im Haus?«

»Wie heißt der? Piwonka? So leid's mir tut, gnä' Frau, aber mit einem Piwonka kann ich nicht dienen. Einen Piwonka gibt's bei uns nicht.«

»Ach wirklich ...?«

»Kann ich Ihnen anders weiterhelfen?«

»Ja ... Vielleicht. Ich bin gerade auf der Suche nach geeigneten Betriebsräumen für ein Lokal und wüsste gern, ob es da eine festgelegte Mindesthöhe gibt.«

»Natürlich gibt es die, gnä' Frau. Sowohl im Gastraum als auch in der Küche sind drei Meter vorgeschrieben.«

»Danke«, seufzt die Milli auf, »Sie sind mein Retter. Darf ich fragen, wie Sie heißen?«

»Wokurka.«

»Herr Wokurka, Sie haben nicht zufällig ein Grübchen auf dem Kinn?«

»Äh ... Nein, aber warum ...?«

»Macht nichts. Wirklich nicht, Herr Wokurka. Ich glaub, von Grübchenmännern bin ich endgültig geheilt.«

In Hollywood beginnt die Liebe mit Antipathie, im Lichental beginnt der Hass mit Wohlwollen. Auf dem Weg zurück zur Budel macht die Milli einen kleinen Schlenker in die Küche, um sich eines der von Piwonka beanstandeten Messer einzustecken. Trotz des Holzgriffs ist es ohne Zweifel keimfrei, weil sie es noch nie benützt hat: Für Karotten, Erdäpfel und Lauch ist so ein Filetirmesser ja nicht die erste Wahl.

»Und? Haben Sie sich die Sache überlegt, Frau Zacherl?«, fragt Piwonka, sobald sie wieder an die Schank tritt. »Soll ich den Investor kontaktieren?«

»Powolny«, antwortet die Milli. »Seit zwei Stunden heiße ich wieder Powolny, nicht mehr Zacherl.«

Piwonka horcht auf. Seine Gesichtszüge verfinstern sich, als würden sie in einen Schatten fahren. »Was soll das heißen?«

»Dass Sie sich umsonst hierher bemüht haben, Herr Piwonka. Oder sollt ich stattdessen Zacherl zu Ihnen sagen?«

»Wie ... Wie kommen Sie darauf?« Der Schatten hat jetzt eine grüne Farbe angenommen.

»Weil Sie Ihrem Bruder wie aus dem Gesicht geschnitten sind – das Kinn zumindest. Und weil Sie die gleiche Art zu reden haben. Und weil Sie charakterlich dieselbe Drecksau sind wie er. Es ist wohl nichts geworden mit dem Showbusiness und mit den Millionen in Las Vegas, oder? Aber

hier ist auch nichts mehr zu holen für Sie. Das Ochsenhäusel können Sie sich in die Haare schmieren!«

»Der Franz, dieser debile Trottel!« Piwonka beziehungsweise Zacherl brüllt auf. »Er hat mir noch heut Früh gesagt, die Scheidung wird sich ewig hinziehen! Und bis dahin ...« Er verstummt und starrt die Milli an. Er scheint die Chancen abzuwägen, die ihm bleiben: Rückzug oder Angriff? Flucht aus dem Lokal oder nach vorne? Vielleicht denkt er sogar kurz daran, die Milli jetzt, wo sie ja frei ist, selbst um ihre Hand zu bitten. Eine reiche junge Frau, die noch dazu was gleichschaut. Blöd nur, dass sie ihn nicht sehr zu mögen scheint. Und deshalb schlägt er sich diesen Gedanken wieder aus dem Kopf – nicht nur gedanklich, sondern körperlich, mit anderen Worten: Er reißt beide Fäuste hoch, wie um auf den Gedanken eindreschen zu wollen.

Vor Piwonka beziehungsweise Zacherl steht aber kein Gedanke – jedenfalls kein für die Milli sichtbarer Gedanke –, sondern nur sie selbst. Und sie ist nicht gewillt, nach einem Großangriff auf ihre Nerven jetzt auch noch mit Fäusten auf sich eindreschen zu lassen.

Bier und Grappa mögen zwar ihr Reaktionsvermögen schwächen, doch ihre Entschlossenheit macht alles wieder wett. Schon liegt das Filetirmesser in ihrer Hand, schon rammt sie es dem überraschten Piwonka beziehungsweise Zacherl in die Brust, so schnell kann dieser gar nicht schauen. Für eine Vegetarierin gelingt ihr freilich ein Jahrhundertstich: Exakt zwischen die dritte und die vierte Rippe, haarscharf links neben dem Brustbein, kurz gesagt genau ins Herz.

Der falsche Marktamtskontrolleur geht ächzend in die Knie. Es sieht so aus, als wolle er den Holzboden noch

einmal ganz genau unter die Lupe nehmen. Dann kippt er nach vorn und schlägt mit seinem Grübchen auf die Bretter. Piwonka beziehungsweise Zacherl zuckt ein letztes Mal und stirbt, auch wenn er sich bei Millis Messer sicher keine Keime eingefangen hat.

Die Milli trinkt noch einen Grappa, diesmal direkt aus der Flasche. Das mag unhygienisch sein, doch für das Einschenken fehlt ihr die ruhige Hand. Dafür, die Telefonnummer der Polizei zu wählen, auch. Sie muss sich sammeln, muss zur Ruhe kommen und sich konzentrieren. Vor ihren Füßen hat sich schon ein kleiner dunkelroter Teich gebildet. Schrubben? Abschleifen? Wie kriege ich das wieder aus dem Holz?, sinniert die Milli. Aber noch bevor sich ihre ungeordneten Gedanken klären, ertönt wieder das Glöckchen an der Eingangstür. Ein Mann stürmt ins Lokal, ein Mann, den sie sofort und auch im Gegenlicht erkennt.

Der Franz.

Ihr frischgebackener Exmann blinzelt angestrengt ins Halbdunkel des Bunten Ochsens. »Milli?«, stößt er atemlos hervor, »wo bist du?«

»An der Budel«, antwortet die Milli.

»Und bist du allein?« Der Franz reibt sich die Augen.

»Ja, in jeder Hinsicht. Wer sollt sonst noch da sein?«

»Niemand, also ... Keine Ahnung.« Zögernd tastet sich der Franz die Bar entlang. Zwei Schritte trennen ihn noch von dem dunkelroten Teich und dem dahinter liegenden toten Gebirge, das einmal sein Bruder war. »Du hast heut nicht vielleicht Besuch gehabt?«

»Besuch?«

Ein Schritt nur noch. Die Milli zittert. Hektisch wägt sie ihre Möglichkeiten ab, was aber rasch geht, weil es ohnehin nicht viele sind. Zwei, um genau zu sein. Eine davon ergreift sie jetzt, nämlich die Grappaflasche, und nimmt einen langen Schluck, während das Unvermeidliche geschieht: Der Franz gerät mit einer seiner Schuhspitzen in eines der Hosensbeine des Verstorbenen. Er rudert mit den Armen, gleitet auf dem blutgetränkten Boden aus und klatscht der Länge nach auf das Parkett. Dort bleibt er Aug in Aug mit seinem Bruder liegen, fast als habe jemand einen kleinen Spiegel zwischen ihnen aufgestellt. Die Ähnlichkeit der beiden Kinngrübchen ist nicht zu übersehen.

Natürlich brüllt der Franz. Und nicht nur wegen seines Sturzes, sondern auch, weil seine Augen sich inzwischen an das Dämmerlicht gewöhnt haben. Er brüllt wie ein wütender Stier, der gerade zum Ochsen wird. Und als er mit dem Brüllen fertig ist und still wird, furchterregend still, und seinem Bruder an die Brust greift, um das Filetirmesser herauszuziehen, und als er langsam aufsteht, mit dem Messer in der Hand, da weiß die Milli, dass kein Weg mehr an der zweiten Möglichkeit vorbeiführen wird. Sie hebt die Grappaflasche und drischt sie dem Franz so heftig auf die Stirn, dass sie zerbricht. Nämlich die Stirn, und nicht die Flasche. Bis in ihren rechten Bizeps kann die Milli spüren, dass ihre Scheidung jetzt nicht nur behördlich anerkannt, sondern tatsächlich auch vollzogen ist.

Im Bunten Ochsen herrscht wie immer Hochbetrieb. Die Milli steht hinter der Budel und hat alle Hände voll zu tun. Seit zwei Jahren zählt ihr Wirtshaus in der Marktgasse zu

den beliebtesten Lokalen in Wien, sogar aus Transdanubien und Hietzing kommt man extra angereist, um hier zu speisen.

Als Spezialität des Bunten Ochsen gelten Innereien in jeder Form: glacierte Leber, Milzschnitten- und Leberspätzlesuppe, Beuschel, Bries und Kutteln, Hirn mit Ei und Lungenstrudel. Absoluter Spitzenreiter ist das Rahmherz mit den sogenannten weißen Nierndeln, das die Milli in der Speisekarte lapidar als *Herz und Nieren* bezeichnet.

Fragt sich nur, woher ihr Sinneswandel kommt. Warum sie jetzt das Vegetarische dem Karnivoren unterordnet und die fleischlichen den pflanzlichen Genüssen vorzieht?

Jedes Mal, wenn man die Milli darauf anspricht, lächelt sie. Es passe eben besser zum Lokal, sagt sie dann meistens. Aber manchmal, wenn sie schon ein bisserl was getrunken hat, erzählt sie, dass ihr vor zwei Jahren ein Irrtum unterlaufen sei, ein Fehler bei einer Bestellung. Plötzlich habe man ihr eine Ladung Fleisch ins Haus geliefert, hundert-siebzig Kilo frisch vom Ochsen, und damit es nicht verrottet, habe sie es eingefroren und stückweise verkocht. Auf Anraten des Marktamts habe sie sich damals sogar eine zweite Tiefkühltruhe angeschafft. Nachdem das zarte Ochsenfleisch den Gästen dann aber so gut geschmeckt habe, sei ihre Liebe zum Vegetarismus endgültig erloschen.

Deshalb wird im Bunten Ochsen seither wieder ganz traditionell gekocht.